


Nr. 38. Posen, den 17. September. 1893.

# Der Roman eines armen jungen Schauspielers.

Wahrheit und Dichtung von Heinrich Grans.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Döring verließ das „Goldene Faß" und bezog eine freundliche kleine Wohnung am Wilhelmplatz bei einer Wittwe, fest entschlossen, mit allen Kräften dem einen Ziele zuzustreben, sich in seiner Kunst mehr und mehr zu vervollkommnen. Mit Jubel begrüßte er den Theaterdiener, als er ihm die ersten Rollen überbrachte. Er hatte sich vorgenommen, seinem Versprechen gemäß den Zirkus zu besuchen, und da ihn der Theaterdiener darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er verpflichtet sei, jeden Abend auf einer Tafel neben der Portier-Loge nachzusehen, wann er am nächsten Morgen Probe habe, so kam er dieser Verpflichtung auf seinem Wege nach dem Zirkus nach. Aber wie grausam wurde er hier aus allen seinen schönen Träumen gerissen, als er auf der Tafel unter anderen Ankündigungen las:

„Um 10 Uhr Tanzprobe für die Herren Bayer und Döring."

Er traute seinen Augen nicht und blickte starr und unbeweglich auf die Tafel, als ob hier ein Irrthum vorliegen müsse. Er sollte tanzen, öffentlich sich als Tänzer produziren, er, der nie den mindesten Unterricht darin genossen, an dessen Wiege die Grazien nie gestanden, dem Anmuth und elegante Haltung gänzlich fremd waren?!

Die kommenden und gehenden Personen drängten ihn endlich von der Tafel hinweg wieder zum Ausgang, und wie betäubt wankte er langsam dem nahen Zirkus zu. Seine Gedanken drehten sich dabei nur um den einen Punkt, daß er tanzen solle! Anfangs beabsichtigte er, sich gegen die entsetzliche Zumuthung aufzulehnen und dem Direktor einen Absagebrief zu schreiben. Dann aber besann er sich, daß ein Paragraph des Kontrakts, den er ja freiwillig unterschrieben, lautete: „Herr Döring verpflichtet sich, nach Maßgabe seiner Stimme, in Opern und Vaudevilles Gesangspartien zu übernehmen oder im Chor mitzuwirken. Desgleichen hat er in einzelnen Charaktertänzen, in Pantomimen oder Ballets seine Kräfte dem Institut zu widmen."

Indem er sich diese Bestimmung wieder ins Gedächtniß zurückrief, zog nach und nach eine ergebungsvolle Resignation bei ihm ein. Er nahm sich vor, sein Möglichstes zu thun, um in einer Kunst, von der er sich nie etwas hatte träumen lassen, den Direktor wie das Publikum zufriedenzustellen.

Wer konnte wissen, ob nicht ein zweiter Vestris in ihm steckte?

Unwillkürlich zuckte es ihm in den Füßen, als die Musik vom Zirkus herüber einen lebhaften Walzer erklingen ließ, und hätte er sich nicht vor der andrängenden Menschenmenge genirt, er würde sich sofort in einem Pas de passe in seiner neuen Kunst versucht haben.

Sein Platz in dem überfüllten Zirkus befand sich neben dem Eingang zu den Ställen auf dem sogenannten Sattelplatz, von wo die Artisten wie die Pferde an ihm vorüber die Manege betraten.

Döring betrachtete heute die Leistungen der Reiter und Reiterinnen mit ganz anderen Augen. Die tanzende Sylphide auf ihrem gesattelten oder der Grotesque-Tänzer auf ungesatteltem Pferde waren ihm plötzlich Vorbilder geworden, denen er nachzustreben suchen mußte. Indem er bald eine graziöse Attitude, bald einen Sprung nachahmte, unterließ er alle Rücksicht auf die Füße der dichten Menschenmenge, welche ihn umgab und die sich nun in wenig schmeichelhafter Weise über den „Verrückten", den „Betrunkenen" beschwerte. Wer weiß, ob man nicht seine Entfernung bewirkt hätte, wenn nicht in diesem Augenblick Monsieur Jacques erschienen wäre und, den „lieben Cousin" erkennend, ihn herzlich begrüßt und unter dem Lachen der Zuschauer davongeführt hätte. Das erste Auftreten des Bajazzo war vorüber, und so vermochte er sich seinem jungen Freunde zu widmen. Er zeigte ihm die vorzüglichsten der Racepferde, die Geschirrkammer und verschiedene neue Einrichtungen und betrat dann mit ihm das Konversationszimmer, in dem Döring mehrere seiner Bekannten vom gestrigen Abend fand und den Damen Adeline und Cellefort vorgestellt wurde, die aber nur einen flüchtigen Gruß für ihn hatten und sich in ihren Tanzübungen, die sie an einem Holzriegel vornahmen, durchaus nicht stören ließen. Für Döring war diese choreographische Vorübung, wie man sich denken kann, vom höchsten Interesse; er sah doch, wie's gemacht wird, und versuchte unter der Heiterkeit der Herren die Körperbeugungen der Tänzerinnen und ihre elastischen Beinstreckungen nachzuahmen.

Mehrere Offiziere und einige bevorzugte Herren vom Civil betraten den Raum, während man durch die Bretterwände das Orchester einen lustigen Tanz spielen hörte. Döring benutzte die Aufmerksamkeit, welche man diesen hohen Gönnern widmete, sich unbemerkt zu entfernen und den Cirkus zu verlassen; er war auf seinem Wege immer darauf bedacht, die Füße auswärts zu setzen, wie er es soeben bei den hübschen Tänzerinnen gesehen hatte, was ihn aber wiederholt in Gefahr brachte, zu stolpern und zu fallen.

Pünktlich um 10 Uhr befand sich Döring am nächsten Morgen im Theater, wo sein Mittänzer, Herr Bayer, ein hübscher, junger Mann, bereits anwesend war. Wenige Minuten später erschien auch der Herr Balletmeister Printemps

mit der Geige unterm Arm. Es war ein alter Franzose, der 1812 auf dem verhängnißvollen Rückzuge von Moskau in Posen hatte krank zurückbleiben müssen, und der sich später dort als Tanzlehrer etablirt und für das Theater die Verpflichtung übernommen hatte, alle vorkommenden Tänze einzustudiren. Das war eine wahre Herkulesarbeit, da er keine Tanzkräfte von Beruf, keine geschulten Tänzer zur Verfügung hatte.

In dem vorliegenden Falle handelte es sich um ein Pas de cosaque en deux für eine Oper, in welcher bei Gelegenheit eines Festes zu Ehren der Kaiserin Katharina dieser Tanz eingelegt werden sollte.

Nachdem Herr Printemps wiederholt den Pas erklärt und in seinen verschiedenen Touren persönlich mit seinen alten Beinen markirt hatte, verlangte er, die beiden Herren sollten auch sofort zeigen, daß sie ihn verstanden, was von Dörings Seite nicht der Fall war. Die Zumuthung war auch zu ungeheuerlich, einen Tanz, der die größte virtuose Gelenkigkeit beanspruchte, in wenigen Stunden erlernen zu sollen! Und während sein geschickterer Kollege wiederholt mit „brave!“ „très bien!“ und „exellent!“ bedacht wurde, regnete auf den armen Döring eine Fluth von „Bête!“ — „Imbécile!“ — „Quelle gaucherie“ und ähnlichen Schmeicheleien nieder. In Schweiß und Thränen gebadet, suchte er den Anforderungen des Lehrers zu genügen, aber umsonst, diese Kunst blieb ihm für alle Zeiten eine Terra incognita. Zum Glück konnte er sich mit Homer's Worten trösten: „Nicht alle Gaben zugleich verliehen die Götter den Menschen.“

Endlich war der Tag der Aufführung erschienen und die beiden Tänzer sollten in dem kleidsamen Kostüm der Kosaken, mit klirrenden Sporen an den Stiefeln, „losgelassen“ werden. In den Kulissen rechts und links harrten beide auf den Beginn ihrer Musik, worauf sie dann im Tanzschritt aufzutreten, sich in der Mitte der Bühne zu begegnen und militärisch die Honneurs zu machen hatten.

Die Musik introduzirte die ersten Takte des Tanzes. Leise klatschte der Balletmeister in die Hände und rief sein „en avant!“ Aber, o Entsetzen! Auf der Bühne erschien nur ein Kosak, der andere hatte es vorgezogen, in der Kulisse zu bleiben. Weder das wiederholte „en avant!“ des verblüfften Balletmeisters, noch die Aufforderungen und selbst Drohungen des Regisseurs vermochten Döring, die Bühne zu betreten. Eine fast sinnlose Angst, ein heftiges Zittern hatte ihn befallen, und wie ein schwarzer Schleier legte es sich über seine Augen. Er würde umgefallen sein, hätte er sich nicht krampfhaft an der Kulissenleiter festgehalten.

Inzwischen tanzte der so schnöde im Stich gelassene Kosak unbeirrt weiter, indem er das Pas de deux in ein Pas seul verwandelte, und das Publikum war nachsichtig genug, auch diese einseitige Leistung wohlwollend anzuerkennen.

Die einzige Entschuldigung, welche Döring allen Drohungen Spöttereien und Fragen entgegenstellte und welche man am Ende auch gelten lassen mußte, war die, daß ihn ein plötzliches Unwohlsein befallen und ihm jede Besinnung genommen habe. Jedenfalls hatte dieses verunglückte Debut zur Folge, daß man ihn in Zukunft nicht mehr als Solotänzer beschäftigte.

## X. Kapitel.

Wenn Terpsichore auch ihre Gunst dem armen Döring versagt hatte, so war ihm dafür desto reicher Thaliens Huld zugefallen. Sein Direktor hatte mit scharfem Blick bald erkannt, welch ein großes Talent in dem schüchternen, oft ungeschickten jungen Manne steckte. Namentlich zeigte sich bald seine hervorragende Begabung für komische Charakterrollen; er brachte für sie jenen trockenen Humor mit, der so unwiderstehlich zum Lachen reizt. Sein „Vansen“ im „Egmont“, „Peter“ in „Menschenhaß und Reue“, „Polonius“ im „Hamlet“, „Ferdinand“ in den „Drillingen“ waren vortreffliche Leistungen und verschafften ihm stets die Anerkennung des Publikums und der Kritik. Dabei bewies Döring einen bewunderungswürdigen, eisernen Fleiß und den festen Willen, sich emporzuarbeiten. In freien Stunden studirte er für sich besondere Lieblingsrollen, die später seinen Ruhm mit begründen halfen, darunter den „Adam“ in Kleist's „Zerbrochenem Krug“ und den „Shylok“ im „Kaufmann von Venedig“. Diese Zeit des fröhlichen künstlerischen Schaffens und Wirkens bildete in dem Leben des jungen Künstlers einen Höhepunkt seines Glückes. Welche Luftschlösser baute er mit seiner Lili! Welche Zukunft träumten beide! Aber noch war die Zeit nicht gekommen, wo sich diese Träume verwirklichen sollten; noch hatte er, wie Tamino, die Feuer- und Wasserprobe zu bestehen, ehe er in den Tempel des Ruhms und des Friedens eintreten durfte.

Als er fast ein Jahr im Posener Engagement verbracht hatte und im Begriffe stand, einen neuen, überaus vortheilhaften Vertrag abzuschließen, starb plötzlich an einem Schlagfluß sein vielgeliebter Direktor. Da er kinderlos war und seine Wittwe keine Lust bezeigte, vielleicht auch nicht die Fähigkeit besaß, die Direktion weiter zu führen, so wurde das Theater geschlossen und das gesammte, große Personal sah sich mit einem Schlage brotlos. Zwar gestattete die Behörde den Mitgliedern, noch einige Vorstellungen für eigene Rechnung zu geben, aber diese waren nicht im Stande, nur die dringendsten Anforderungen des Augenblicks zu decken, und wie die meisten seiner Kollegen, sah sich auch Döring plötzlich wieder in eine schlimme Lage versetzt, zumal da er im Hinblick auf den neuen Vertrag bereits Ausgaben gemacht, denen er nun keine Einnahmen entgegenstellen konnte.

In dieser verzweifelten Situation rieth ihm Lili, die sich in Tilsit befand, sich nach Breslau zu wenden. Wie einst die Kreuzfahrer von Jerusalem, so schien sie für ihren Theodor von Breslau Erlösung und Heil zu erwarten.

Döring befolgte ihren Rath. Nachdem er sein Soll und Haben beglichen, blieb ihm noch g rade genug, um die weite Reise theilweise mit Fahrgelegenheiten machen zu können. Unter den bisherigen Stationen des jungen Schauspielers nahm Posen künstlerisch entschieden die erste Stelle ein, und so war es wohl naturgemäß, daß er vor seinen Reisegefährten die Thränen nur mühsam zurückzuhalten vermochte, als der Wagen durch das finstere Festungsthor dem fernen Schlesien zurollte.

Um sich ungestört seinen Gedanken hingeben zu können, hatte er seinen Platz im Kabriolet neben dem Kutscher gewählt. Als das letzte Thor passirt war und man sich auf der stillen Landstraße befand, entnahm Döring seiner Tasche einen Brief, den er wiederholt an seine Lippen drückte, bevor er ihn öffnete und las. Er war von Lili, die ihm kurz vor seiner Abreise nochmals geschrieben hatte. Das arme, liebe Kind suchte ihn zu trösten und auf die Zukunft zu verweisen, und doch hätte sie selbst so sehr des Trostes bedurft.

Die Mutter hatte den Briefwechsel der jungen Leute entdeckt; eine heftige Scene hatte darauf stattgefunden, nach welcher eine strengere Ueberwachung eingetreten war. Lili berichtete ihm:

„Um diesen Brief schreiben und an Dich absenden zu können, mußte ich, wie die „Rosine“ im „Barbier von Sevilla“, alle List und Schlauheit aufbieten, Mama „Bartolo“ zu täuschen. Aber die Liebe macht erfinderisch, und deshalb, Theodor, kannst Du unbesorgt sein, Du wirst in Glogau, trotz aller Hindernisse, einen Brief erhalten und ich hier den Deinen empfangen. Nur zweierlei schmerzt mich. Erstens hat Mama meine Sparbüchse in Verwahrung genommen und mich dadurch der Freude beraubt, eine kleine Beisteuer zu Deiner weiten Reise senden zu können. Dann erscheint in unsrer Wohnung seit einiger Zeit jeden Nachmittag ein alter Herr, der mit Mama Whist spielt und von ihr mit großer Zuvorkommenheit behandelt wird. Während ich den Kaffee bereite, wirft er mir zuweilen Blicke zu, wie ein alter verliebter Frosch. Ich beachtete sie bisher kaum, heute aber war ich zu Tode erschrocken, als mir Mama förmlich anbefahl, ich solle in Zukunft weniger unfreundlich gegen Herrn Lemmke sein und mir nicht eine glänzende Partie verscherzen. Herr Lemmke sei ein reicher Rentier und Wittwer, der unser beider Glück gründen werde, wenn ich ihm meine Hand reiche. Was ich darauf Mama erwidert habe, will ich hier nicht wiederholen, denn es war vielleicht ein wenig — unkindlich, aber ich bereue es nicht und würde eher in die Memel springen als der Mutter gehorchen und Dich, mein Theodor, lassen! Seit dieser Zeit leben Mama und ich wie Hund und Katze, die sich gegenseitig beobachten, aber ich habe doch erreicht, daß die Besuche des alten Herrn immer seltener wurden und,

wie ich hoffe, bald ganz aufhören werden. — Es thut mir weh, mein Herzens-Theodor, daß mein heutiger Brief Dir so viel Trübes berichten muß, aber gräme Dich nicht so sehr darüber. Wie „Julia“ ihren „Romeo,“ so tröste auch ich Dich mit den Worten: „All' dies Leiden dient in Zukunft uns zu süßerem Geschwätz! —

Mit inniger Liebe ewig Deine Lili.“

Frischer Muth und neue Hoffnungsfreudigkeit zog in Dörings Herz ein, als er den Brief der Geliebten wieder und wieder gelesen hatte. Wie hob er dankend die Blicke zu dem empor, der ihm einen solchen Schatz treuer Liebe und Anhänglichkeit auf seinen beschwerlichen Lebensweg als besten Trost mitgegeben!

Nachdem in Fraustadt für die Nacht Station gemacht worden, langte der Wagen am andern Tage gegen Mittag in Glogau an. Durch ein Festungsthor war Döring ausgezogen, durch ein Festungsthor hielt er wieder seinen Einzug. Im Gasthof zur „Post“, wo der Wagen ausspannte, nahm er Quartier und war freudig überrascht, als ihn beim Eintritt in das Haus zwei Damen begrüßten, in denen er die ehemalige Primadonna der Hurrah'schen Gesellschaft, Fräulein Grüllmann-Hopfensteg, und deren Schwester erkannte.

Die Sängerin, deren Wohlbeleibtheit sich, seit er sie zuletzt gesehen, nicht vermindert hatte, befand sich, nach Beendigung einer Tournée durch Holland, die sie mit einer Operngesellschaft unternommen, auf dem Rückweg in ihre österreichische Heimath nach Troppau. Um aber das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, veranstaltete sie in allen mittleren Städten, die auf ihrer Tour lagen, Konzerte, und so sollte auch Glogau morgen dieses hohen Genusses theilhaftig werden.

Die Damen, welche in demselben Gasthof abgestiegen waren, standen gerade im Begriff, zu Tisch zu gehen, und luden Döring in liebenswürdigster Weise ein, ihr Gast zu sein. Diese Einladung war aber nicht ganz frei von einem egoistischen Interesse. Wenige Stunden zuvor hatte der Geigenspieler, der in dem Konzert die Pausen zwischen den Gesangsnummern ausfüllen sollte, seine Mitwirkung zurückgezogen und während die Schwestern in ihrer Verlegenheit beriethen, wie er zu ersetzen sei, erschien ihnen wie ein Deus ex machina Döring. Bei einem Glase Wein wurde ihm das Anerbieten gemacht, das Konzert der Kollegin gegen ein entsprechendes Honorar mit zwei Deklamationsstücken zu unterstützen, und er ging um so bereitwilliger darauf ein, als er zu seinem Bedauern erfuhr, daß das Theater geschlossen sei. Mit den Glocken, welche in der Osterwoche verstummen, schweigt auf der Glogauer Bühne auch die Glocke des Inspizienten.

(Schluß folgt.)

# Aus der Zunft der Falschspieler.

Von Signor Domini.



Die Gaunerzunft, welche sich das Gebiet der leidigen Spielsucht zum Terrain ihrer Thätigkeit erwählt hat und das Plündern der Taschen ihrer Opfer auf dem Wege betrügerischen Spiels statt auf dem gefährlicheren Wege des Einbruchs, Taschendiebstahls oder der betrügerischen Geschäftsmanipulation vollbringt, zergliedert sich gleich jeder anderen Verbrecherklasse in ganz bestimmte verschiedene Kategorien. Wie in dem Heer der anderen Langfinger „Schränker,“ „Flatterfahrer,“ „Leichenfledderer“ u. s. w., von denen jede Art eine bestimmte Klasse für sich bildet, sich streng an ihr Gebiet hält und nur selten einer anderen ins Handwerk pfuscht, so finden wir bei den Falschspielern „Philosophen,“ „Nomaden,“ „Tripoteurs“ u. s. w. — nur daß wir hier in den Bezeichnungen meist auf Fremdwörter stoßen werden: zumal auf solche aus der französischen Sprache, wie denn gewissermaßen das ganze moderne Falschspielerthum, so gut wie das höhere Hazardspiel überhaupt — sind doch die meisten Kartenspiele und bekanntlich die Erfindung der Spielkarten selbst recht eigentlich Erzeugnisse französischer Kultur — von französischem Boden ausgegangen und tragen noch heut durchaus und überall diesen Stempel.

Die Allgemeinbezeichnung für einen Falschspieler ist in dem Spieljargon sowie auch in der Zunftsprache der Herren „Künstler“ selbst: Grec, Grieche. Die Bezeichnung schreibt sich her von einem berühmten und berüchtigten Falschspieler am Hofe Ludwigs XIV, einem Griechen Namens Apoulos, der, obwohl Hellene von Geburt, doch von Bildung und Erziehung Franzose war, sich als Hofkavalier in hohe Gunst bei dem Könige zu setzen wußte, dessen Lieblingsgesellschafter in seinen Mußestunden war und ihm in eifrig betriebenen Spiel allmählig ein fürstliches Vermögen abgewann. Endlich schöpfte der König Verdacht, es wurden Experimente gemacht, die Ehrlichkeit der Finger und der Karten des Günstlings zu prüfen, er wurde auf betrügerischem Spiel ertappt, zu zwanzig Jahren Galeerenstrafe verurtheilt, während deren er starb, und sein Vermögen zu Gunsten der Königlichen Chatoulle, von dannen es gekommen war, konfiszirt. Man hatte Apoulos seiner Nationalität wegen in Hofkreisen schon immer geringschätzig als den „Griechen“ bezeichnet. Nach seiner Entlarvung wurde dieses Wort zum hämischen Spottwort, ging dann als Spitzname auf die Falschspieler über, welche damals auch in vornehmen Kreisen und selbst bei Hofe durchaus nicht selten waren — als historische Falschspieler jener Zeit sind u. A. bekannt: Kardinal Mazarin, die Prinzessin d'Harcourt, ein Chevalier de Grammont, ein Chevalier Langlee 2c. — und aus dem ehemaligen Spitznamen „Grec“ wurde allmählig der dauernde, in ihrem Jargon selbst übliche „Künstlername“ der Falschspieler.

Die übrige liebe Menschheit in ihrer Eigenschaft als nicht zu seinen Kunst- und Fachgenossen gehörig, sondern von der Natur dazu erschaffen, von ihm ausgebeutelt zu werden, theilt der Grec sich nach dem Standpunkt, den sie zu dieser ihrer natürlichen Bestimmung für ihn einnehmen, in vier Klassen: „Pointeurs,“ „Kommerclanten,“ „Freier“ und „Sageurs“ oder Wilde.

Pointeurs sind die passionirten Spieler, die dem Spiel aus Liebhaberei und gewohnheitsgemäß ergeben sind, ihm aber auch eben nur aus Leichtsinn und Leidenschaft, nicht etwa berufsmäßig obliegen. Sie und die „Freier,“ d. h. Neulinge, angelockte Unkundige — die Bezeichnung für sie ist eine der wenigen allgemein bekannten aus dem Spielerjargon — sind dem Grec die willkommensten und gesuchtesten Leute: Erstere, da sie, wenn auch mehr oder minder erfahren, doch am leichtesten zum Spiel zu bekommen sind; Letztere, weil sie, wenn auch weniger leicht zu bekommen, so doch ihrer Unerfahrenheit wegen um so leichter zu betrügen und auszubeuten sind. Vorsichtig fern hingegen hält er sich den „Kommerclanten,“ die ihm ihrer Natur nach just am nächsten stehen — so nahe, wie etwa die Raupe dem Schmetterling — und mit denen eben aus diesem Grunde für den Grec „nicht viel zu machen“ ist: sie sind ihm zu erfahrene Thebaner, zu kundig scharfblickend und zu vertraut mit den meisten seiner Tricks und Kniffe. Kommerclanten nämlich heißen die berufsmäßigen Spieler, welche, der Welt gegenüber irgend ein unbedeutendes Nebengeschäft als ihren Beruf vorschützend oder auch sich als geschäftslose wohlhabende Leute gebend, in der That das Spiel als geheimes Geschäft betreiben, zu diesem Behuf Spielgesellschaften arrangiren, verborgene Spielhöllen halten 2c. und damit entweder im Solde eines bestimmten Spielklubs, einer Vereinigung von passionirten Spielliebhabern oder dergl. stehen, oder selbstständig agiren, Reisen zum Arrangiren von Spielabenden unternehmen, zu bestimmten Zeiten bestimmte Städte zu diesem Behuf besuchen 2c. 2c. In ersterem Fall, d. h. wenn im Solde einer Spieltruppe stehend, ist der Kommerciant insbesondere auch der vorgeschobene Miether der Wohnung, die als Lokalität der geheimen Spielgesellschaften dient, bezieht, abgesehen von seinen eigenen etwaigen Gewinnsten im Spiel, einen bestimmten Prozentsatz von der Abgabe des Pointeurs an die Spielkasse (der sog. „Cagnotte“) und führt die Bezeichnung „der Colonel,“ oder aber, wenn die Persönlichkeit — ein durchaus nicht seltener Fall — eine Kommerciantin, eine Frau ist, die Bezeichnung „Madame“ oder, etwas weniger elegant: „Die Tante.“ Der berufsmäßige Spieler, der als Spielhalter selbstständig fungirt, führt nur die allgemeine Bezeichnung: Kommerclant.

„Sageurs“ endlich nennt der Grec sehr naiv die Nichtspieler: denjenigen Theil der Menschheit, der vom Spielteufel nicht gepackt ist und, sei es aus Abneigung, Gleichgültigkeit oder Prinzipienfestigkeit, ihm widersteht. Sehr naiv, sagten wir, nennt der Grec sie „Sageurs,“ denn der Ausdruck hat die Bedeutung von „Weise,“ „kluge, vernünftige Leute“ und ist abgeleitet von der Bezeichnung „Sages“ (sage, weise, klug, tugendhaft,) mit welcher der allgemeine Spieljargon die beim „Jeu“ nur Zuschauenden belegt, die nicht am Spiel theilnehmen. Für „Sageurs“ ist bei den Grecs in Deutschland auch wohl der Ausdruck „Wilde“ gebräuchlich, aber ungleich weniger als der erstere und nur bei den Grecs der unteren Stände; der eigentliche und allgemein gültige „terminus technicus“ ist Sageurs. Er wie die anderen hier aufgeführten „Kunstausdrücke“ figurirt vielfach selbst im Verbrecherjargon des niederen Bauernfängers.

So „malt sich im Kopf des Grec die Welt“; es ist dies nur erst die Klassifikation, nach welcher der Falschspieler sich die liebe Außenwelt einzutheilen pflegt. In sich selbst zergliedert sich diese Gaunerzunft in drei Kategorien, drei Arten von Grecs, die jedoch nicht sowohl nach der Art ihrer Kniffe und Tricks, als vielmehr nach dem Genre ihres Auftretens, nach dem gesellschaftlichen Niveau, auf dem sie ihr Wesen treiben, von einander unterschieden werden. Sie zertheilen sich demgemäß in die drei „Kunstfächer“ der schon oben erwähnten „Philosophen,“ „Nomaden“ und „Tripoteurs,“ d. h. in Falschspieler der vornehmen Welt, des Mittelstandes und der unteren Stände.

Der Grec der vornehmen Welt heißt der „Philosoph“. Er gehört entweder durch Geburt, Stand und Erziehung wirklich den vornehmen Kreisen an, in denen er sich bewegt — wir erinnern nur,

um uns auf die neueste Zeit zu beschränken, an den brasilianischen Gesandten Don Collado in Rom, der dort vor einigen Jahren unter ungeheurer Sensation als professionirter Falschspieler entlarvt wurde, an die Vorgänge in einem vielgenannten, hocharistokratischen Klub in Baden, der etwa um dieselbe Zeit unter nicht minder großer Sensation seiner Auflösung nahe kam und eine ganze Gruppe seiner Mitglieder verübten falschen Spiels wegen exkludirte, an gewisse noch neuere Vorgänge in den Reihen der Freunde und Genossen hervorragender Mitglieder der englischen Hocharistokratie u. s. w. — oder er hat sich als Hochstapler in diese vornehmen Kreise eingeschlichen und weiß in diesen seine Rolle als vermeintlicher „Cavalier“ mit derselben Meisterschaft zu spielen, wie die taschenspielerischen Kniffe und Tricks mit den Karten in seinen Händen zum Hintergehen und Betrügen seiner Opfer auszuüben.

Unter allen drei Arten von Grecs ist der „Philosoph“ Derjenige, der am häufigsten im Bunde mit Anderen operirt: sowohl mit stillen Helfershelfern, die ihm insgeheim in die Hände arbeiten und die wir noch näher kennen lernen werden; wie auch im Bündniß mit anderen Selbst-Falschspielern, die mit ihm in dem Ausüben des Falschspiels abwechseln, um nicht das ständige Gewinnen eines Einzelnen Verdacht erregen zu lassen, und mit denen er dann gemeinsame Kasse macht.

Eine solche verbündete Gaunergruppe von zwei oder mehreren „Philosophen“ oder einem Philosophen mit seinen Gehilfen führt bei den französischen Grecs die Bezeichnung: „philosophischer Klub,“ bei den deutschen Falschspielern die Bezeichnung: „Cagnotte.“ Letzteres Wort ist aus dem gewöhnlichen Spielerjargon entlehnt worden und bedeutet dort, im Munde der ahnungslosen, ehrlichen Spieler die sogenannte „Weinkasse“ (la cagnotte, zu deutsch: die Weinküpe) d. h. die gemeinsame Spielkasse, welche, aus festgesetzten Beiträgen oder Abgaben der Spieltheilnehmer gefüllt, dazu bestimmt ist, die Kosten für die Bewirthung mit Getränken, resp. überhaupt die Unkosten der Spielabende zu bestreiten, — Unkosten, die zumal für das Miethen einer Privatlokalität, für Besoldung eines „Colonel,“ einer „Tante“ ꝛc., meist nicht unbedeutend sind. Im Jargon der Grecs hingegen bedeutet „Cagnotte“ eine Gruppe mit einander verbündeter Falschspieler, und „Cagnotte mit Jemand legen“ bezeichnet: sich mit ihm zum gemeinsamen Agiren beim Falschspiel verbünden.

„Nomade“ heißt der Grec des Mittelstandes, der bürgerlichen Kreise, und: „Tripoteur“ der unter allen drei Arten von Grecs seinem Wesen und Genre nach bekannteste Held dieser Zunft, den der Laienmund mit dem weniger schön klingenden Namen „Bauernfänger“ zu belegen gewöhnt ist. Er ist, wie bemerkt, unter allen drei Arten von Falschspielern der bekannteste und arbeitet, gleich dem „Philosophen,“ vielfach, ja, als eigentlicher Bauernfänger sogar ausschließlich, mit Gehülfen, die jedoch bei ihm meist nur der Kategorie der „Schlepper,“ d. h. der Heranlocker von Opfern angehören.

Der „Nomade“ seinerseits nähert sich in seinem Wesen bald mehr dem Philosophen, bald mehr dem Tripoteur, je nach dem gesellschaftlichen Niveau, auf dem er sich bewegt, und das bei der breiten Ausdehnung der gesellschaftlichen Kreise zwischen den unteren Ständen und der vornehmen Welt ein sehr verschiedenes ist. Als charakteristisch für den „Nomaden“ ist nur zu bemerken, daß er sich bemüht, so wenig als möglich „etwas Besonderes“ zu sein, so harmlos als möglich die Maske der Alltäglichkeit zu tragen.

Eine Art „Löwe des Tages“ zu sein, mag in den höheren Ständen der kecke Philosoph erstreben; dem „Nomaden“ würde eine solche Auszeichnung, ein solches Hervortreten in seinen Kreisen mehr Auffälligkeit zuziehen, als ihm für seine Zwecke wünschenswerth ist, und könnte leicht hier und da Neid, gesellschaftliche Eifersucht, kleine Pikanterien und Intriguen hervorrufen, die ihm zu schaden vermöchten. Er sucht daher nicht in der Gesellschaft durch Talent, Unterhaltungsgabe ꝛc. zu glänzen, er ist beflissen, Niemand zu verdunkeln, Niemand in den Hintergrund zu drängen, sich die Feindschaft Niemandes durch solche Allotria zuzuziehen. Bescheiden verzichtet er auf den Ruhm, den diese Allotria einbringen, und begnügt sich mit dem, was er — unter dem Schutz seiner Maske der Unscheinbarkeit — aus seinen Prellereien und Kunstgriffen mit den Karten an materiellerem Nutzen zu erzielen weiß!

An geheimen Gehilfen des Grec giebt es ebenfalls drei Arten, die jedoch nicht, gleich ihm selbst, nach den gesellschaftlichen Schichten, in denen sie arbeiten, sondern nach dem Genre ihrer Funktionen von einander unterschieden werden. Es sind dies der „Mangeur,“ der „Parasit“ und der „Judas“.

Der Judas, von dem unentschieden bleiben mag, ob er seinen Namen frommer Weise von dem verrätherischen Apostel oder modernerer Weise von dem französischen le judas, das Guckloch, Guckfensterchen, herleitet, kommt nur bei solchen Kartenspielen zur Verwendung, bei denen jeder der Theilnehmer Karten erhält (dieselben nicht nur, wie beim Pharao, vom Bankier aufgelegt werden) und man gegeneinander spielt. Hier hat der Judas die Aufgabe, nach einem wohlverabredeten und wohleingeübten System unscheinbarer Zeichen dem Grec die Karten seines Gegners zu verrathen resp. ihm zu signalisiren, wie er spielen soll. Ein solches vereinbartes System von Zeichen heißt die „Maschine,“ und es liegt auf der Hand, daß nichts leichter ist und eine vielseitigere Möglichkeit der Gestaltung bietet, als die Vereinbarung einer Reihe von äußerst unscheinbaren, bei einem vermeintlich Unbetheiligten vollkommen unbemerkt bleibenden Zeichen, durch welche der Eingeweihte doch nach jeder Richtung hin au fait gesetzt und in seinem Verhalten geleitet wird. Selbstverständlich ist dabei das persönliche Verhältniß zwischen dem Grec und seinem Judas im gesellschaftlichen Verkehr stets scheinbar ein möglichst fremdes. Soweit thunlich, verhehlen sie sorgsam, daß sie sich überhaupt kennen, und gehen als Fremde an einander vorüber; wo dies nicht ausführbar ist, spielen sie wenigstens die Rolle von Leuten, die sich sehr gleichgültig oder sogar einigermaßen anthipatisch gegenüberstehen. Selbst eine oder die andere Streitigkeit zwischen Beiden, ein Zerwürfniß, ein gegenseitiges Beleidigen wird gelegentlich in Szene gesetzt, um dem vermeintlich unfreundschaftlichen Verhältniß zwischen ihnen das Siegel aufzudrücken und der Umgebung bezüglich des geheimen sympathischen Bandes um so sicherer Sand in die Augen zu streuen.

Im Gegensatz zu dem Judas ist der „Parasit“ der ausgesprochene Freund oder doch „gute Bekannte“ des Grec und tritt als solcher neben ihm auf. Seine Aufgabe ist es, diesem im gesellschaftlichen Verkehr überall zur Hand zu gehen, ihm die Wege zu ebnen, wo dies erforderlich ist, Bekanntschaften zu vermitteln und anzubahnen, als „Schlepper“ neue Opfer aufzuspüren und zum Spiel zu verleiten u. s. w. Der Parasit ist der am häufigsten vorkommende Gehilfe des Grec und ist bei den Falschspielern der mittleren und der vornehmen Kreise in nicht seltenen Fällen eine „Dame,“ — eine möglichst anziehende, interessante Dame natürlich, meist der Halbwelt, die ihm als Magnet oder Lockspeise dient und damit zur Gattung der „Amazonen“ gehört, wie die Bezeichnung für die weiblichen Falschspieler lautet.

Der „Mangeur“ schließlich, der nur in eigentlichen Spielklubs oder doch ständigen Spielgesellschaften zur Verwendung kommt, ist ein Gehülfe von sehr eng begrenzter, aber außerordentlich wirksamer und in ihrer Ausführung meist sehr komplizirter Funktion. Es ist derjenige Gehülfe, der die Aufgabe hat, gezeichnete Karten, d. h. Karten, deren einzelne Blätter mit geheimen Kennzeichen, sogenannter „Maquillage,“ für den Grec versehen sind, in den Zirkel einzuschmuggeln, die dem Falschspieler dann zu seinen Manipulationen dienen. Der „Mangeur“ muß mithin, wenn man in einem Klub „arbeitet“, stets ein Beamter oder Diener desselben, im Privatzirkel ein Familienmitglied, Zugehöriger oder Domestik des Hauses sein — wenn nicht gar der Wirth selbst! Da natürlich nicht selten die Grecs selber Spielgesellschaften veranstalten, hierzu eine Privatlokalität mit ihren ergebenem „Colonel“ oder „Tante“ halten ꝛc., so ist der Fall, daß gerade der Wirth oder die Wirthin der Gesellschaft den „Mangeur“ macht, ein ziemlich häufiger.

In vornehme Klubs sucht man auf den geschicktesten, oft weitesten Umwegen einen geheimen Komplicen als Angestellten, in elegante Privathäuser, in denen gespielt wird, einen solchen als Domestiken einzuschmuggeln, der dann die Funktion des Mangeurs ausübt. Ganz insbesondere sind es die vornehmen, mehr oder minder ausschließlich sich dem Spiel widmenden aristokratischen Klubs der „Cercles,“ auf welche sich die Machenschaft mit einem Mangeur erstreckt. Hier werden oft von langer Hand vorbereitete Intriguen, die komplizirtesten Machinationen von den Gaunern ins Werk gesetzt, um ihren schlauen Coup mit dem Mangeur auszuführen. Karten, welche genau denjenigen, die in dem betreffenden Klub verwendet werden, gleichen, werden aus derselben Fabrik, aus welcher die des Klubs herrühren, bezogen — was, um Verdacht zu vermeiden, der bei dem Beziehen einer größeren Anzahl Spiele von bestimmtem Muster durch eine Privatperson leicht entstehen könnte, nach den Mittheilungen des früheren Dirigenten der Pariser Polizei-Abtheilung für das Spielwesen, Mr. Cavaillé, der das Falschspielerthum in einem Werk ausführlich behandelt hat, oft auf so weitem Umwege geschieht, daß die Karten durch die Hände von zwei bis drei ahnungslosen Händlern gegangen sind, bevor sie der das Ganze intrigant dirigirende und die Waare mit aufmerksamem Auge von Händler zu Händler verfolgende Grec unter irgend einer Maske ankauft oder durch Helfershelfer ankaufen läßt. Von diesen Spielen öffnet er die Enveloppen mit jener Geschicklichkeit und all jenen schlauen Hilfsmitteln, welche einst die „Schwarzen Kabinets“ zur Oeffnung von Briefen herausgebildet haben, entnimmt die Karten ihrer Umhüllung und versieht sie mit den betreffenden Kennzeichen, der sogenannten „Maquillage“, deren es sehr verschiedene Arten giebt: ein Rauhmachen der Glätte der Karte an einer bestimmten Stelle, ein Stumpfmachen ihres Glanzes an einer solchen, ein Nadelstich mit einer warmen, zuvor in Wachs gestochenen feinen Nähnadel, deren in das Löchelchen dringendes und dort erstarrendes Atom Wachs die feine Oeffnung alsbald wieder schließt, so daß sie sich nur noch als ein unbedeutendes hartes Pünktchen dem Tastgefühl der Fingerspitze wahrnehmbar macht, ꝛc. Alsdann schließt der Grec jedes Spiel wieder in seine Enveloppe, mit derselben Geschicklichkeit und Sorgfalt, mit der er sie geöffnet, so daß die Spiele vollkommen unangetastet („vierges,“ jungfräulich, wie der Kunstausdruck lautet) erscheinen, und übergiebt sie dem Mangeur, dessen Aufgabe nun ist, in dem Kartenvorrath des Klubs, den er sich mittels Nachschlüssel oder dergleichen zugänglich gemacht haben muß, die dort befindlichen unangetasteten Spiele mit den in seinen Händen befindlichen „maquillirten“ zu vertauschen, und — seinem Verbündeten, dem Herrn Philosophen oder Nomaden, ist dann der ungeheure Gaunervortheil gesichert, jederzeit in dem Klub mit „gezeichneten Karten“ spielen zu können!

In welcher Weise er dies ausbeutet und welch' zahllos verschiedene technische Kniffe und Kunststückchen er überhaupt anwendet — darüber ein ander Mal.

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.